

Jungvolk vom Bau

Jugendbeilage des „Grundstein“ + Wochenblatt des Bauarbeiterverbandes.

Nummer 6

Hamburg, den 14. Oktober 1922

1. Jahrgang

Unsere Alten und wir.

Jedes lebende Geschlecht steht nur immer die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen. Daß frühere Geschlechter und Menschen auch Schwierigkeiten zu überwinden und durchaus kein leichtes Leben, sondern oft ein noch viel schwereres hatten, wird meistens vergessen. Das wäre an sich nicht so schlimm, wenn nicht so mancher über die Schwierigkeit, die sich ihm in einem Teil seines Lebens entgegenstellt, alles andere und besonders alle möglichen Annehmlichkeiten und Freiheiten vergäße und sogar verachtete. Es ist daher gut, wenn man sich hin und wieder auf seine Rechte und Freiheiten besinnt und sie sich wieder vor Augen führt. Dann weiß man wieder, was man noch tun könnte und wieviel es in der Welt gibt, um besentwillen es sich immer noch zu freieren Verlohn.

Am besten wird man sich über sein Leben klar, wenn man mehrere Jahrzehnte nebeneinander stellt und den Unterschied zu erfassen versucht. Gehen wir zum Großvater und fragen wir ihn, wie sein Lehrverhältnis gewesen ist und stellen wir dagegen heute das unserige, und wir werden vielleicht staunen, über wieviel wir verfügen. Wenn wir aber in Betracht ziehen, was wir haben und was uns noch fehlt, können wir am ersten eine klare Forderung aufstellen nach dem, was uns noch notwendig erscheint. Es sei hier immer ein Durchschnitt von einem Lehrverhältnis der früheren Zeit genannt und das, was ein Jugendlicher heute haben kann, wenn er will.

Großvater hatte 10 Stunden auf dem Bau zu arbeiten und am Abend noch das Vergnügen, der Frau Meisterin Polz Kleingemache oder für den Meister noch ein paar Rechnungen und dergleichen auszutragen oder zu besorgen. — Nach dem Geseß besteht heute die achtstündige Arbeitszeit und ein Meister, der einen Lehrling über diese Zeit hinaus beschäftigt, macht sich strafbar! Einzig die Fortbildungsschule fällt heute noch in vielen Fällen in die Freizeit nach Feierabend. Das wäre also ein Punkt, der umgestaltet werden muß.

Großvater ist früher Geselle geworden und ist in die Welt gegangen mit seinen wenigen ersparten Groschen. Wenn sein Geld alle war, mußte er notgedrungen sich auf eine angestrengte Suche nach neuer Arbeit machen. — Heute kann sich der Junge schon als Lehrling seiner Gewerkschaft anschließen und wenn er ausgebildet hat und auf die Reise geht, kann er überall dort, wo ein Angestellter der Gewerkschaft ist, seine Reiseunterstützung in Empfang nehmen. Nicht selten kann ihm auch zugleich Arbeit nachgewiesen werden.

Der Großvater ist beschäftigt worden von seinem Meister, wo er sich am Sonntag aufgehalten hat und weße ihm, wenn er sich an einer „roten“ Gesellschaft oder dergleichen beteiligt hat und der Meister es erfährt. — Artikel 159 der Reichsverfassung besagt: „Die Vereinigung zur Wahrung der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen ist für jedermann und für alle Berufe gewährt.“ Alle Arbeiten und Maßnahmen, welche diese Freiheit einschränken oder zu beschränken suchen, sind rechtswidrig.“ Wenn sich also ein Unternehmer findet, der sich auf den Standpunkt stellt, daß er dem Lehrling zu sagen hat, wohin er zu gehen hat, so sei ihm nachdrücklich der Artikel 159 der Verfassung beigebracht. Jeder Mann ist die Freiheit gewährt, sich zu treffen und zu versammeln, wo und mit wem er will. Ein Lehrvertrag aber, in dem andere Bestimmungen stehen, ist entsprechend unzulässig, sonst verstößt er gegen das Geseß!

Wer zu Großvaters Zeit noch ein wenig weiterstrebte und mehr von Welt und Menschen wissen wollte, war einzig und allein auf Bücher angewiesen oder hier und da einmal auf einen Kursus, der von der Partei oder von der Gewerkschaft ins Leben gerufen worden war. Wer aber nach zehn- und mehrstündiger Arbeitszeit sich zum Lernen setzte und sich sein Wissen mühselig aus Büchern zusammensuchen mußte, hat wahrlich ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet. Den Jungen heute steht an Volkshochschulen und anderen Instituten alles zur Verfügung, was wünschenswert ist. Und das ist in einer halbwegs großen Stadt der ganze Apparat, vom Mikroskop bis zum Fernrohr. Wer sich heute um Schulung bemüht und die Lehrpläne der Volkshochschulen durchgeht, findet, daß fast nichts unberücksichtigt geblieben ist. Dazu kommt, daß in der Regel den minderbemittelten Preisermäßigung auf Antrag gewährt wird, andererseits steht in unsern Jugendrichtlinien, daß ein Verein einem Jugendlichen, der freiwillig eine Abendsschule oder dergleichen besucht, das Geld dafür zurückerstatten kann. Der Großvater hat früher ein paar farge Pfennige für

seine Arbeit bekommen. Einen Lohn, den der Meister festsetzte und in dessen Festsetzung er sich auch von niemand hineinreden ließ. Heute regelt die Gewerkschaft, die Organisation der Alten, die Löhne der Lehrlinge, und der Meister ist verpflichtet, den Lohn zu zahlen, den die Arbeiter mit vereinbart haben.

Es könnte sich noch Vieles aufzählen lassen, es mag genug sein. Wir wollen nur gegenüberhalten die Zeit, unter der unsere Alten noch gelebt haben, und die Zeit, unter der wir heute leben. Es ist gut, wenn sich die Jugendkollegen einmal solcherart Harzgemachen suchen, was für Forderungen zunächst zu stellen sind. Wir werden uns dann auch an verschiedene Rechte erinnern, die uns leicht

Ehre der Arbeit!

Wer den wucht'gen Hammer schwingt,
wer im Felde mäht die Aehren,
wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren,
wer bei Woll' und Werg und Flachse
hinterm Webstuhl sich müht,
daß sein blonder Junge wachse:
Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
der in Hütten fällt und Mühlen.
Ehre jedem Tropfen Schweiß
hinterm Pflug! Jedoch auch dessen,
der mit Schäd'el und mit Hirn
hungernd pflügt, sei nicht vergessen!
Freiligrath.

beschnitten werden, wenn wir sie nicht ausnutzen. Und endlich werden wir zu der Erkenntnis kommen, wie wir die Erreichung weiterer Rechte vorzubereiten haben.

Ein Wort aber gilt damit auch unsern Alten. Sie sind unter Bevormundung aufgewachsen. Sie waren noch nicht selbständig, wenn sie es dem Geseße nach schon hätten sein können; denn mit 22 und noch mehr Jahren dachte für die meisten noch der Herr Interoffizier, belamen die meisten noch ihre Befehle. Kein Wunder, daß sie in vielen Fällen sich später auch dann bücken, wenn der Unternehmer auf dem Bau kam! Der Chef, „er“, hatte es ja häufig in der Hand, schon im nächsten Augenblicke den Arbeiter auf die Straße zu setzen. Und so hatte der Meister nicht selten leichtes Spiel, zu tun, was ihm beliebte. Heute noch wirkt sich diese Unterlängigkeit dahin aus, daß es viele Kollegen unterlassen, ihre Rechte als Baudelegierte, auch bei gutem Arbeitsstand, auszunutzen. Sie denken immer noch an den Unternehmer als an denjenigen, der sie in der Hand hat. Das mögen die alten Kollegen auch ferner tun, wir Jungen haben kein Recht, sie zu richten. Was aber auf jeden Fall verlangt werden muß, ist, daß der alte Kollege nicht mehr verlangt, daß der Lehrling noch vor ihm und andern den kriecherischen „Respekt“ haben soll, denselben, den wir früher vor jeder Obrigkeit haben mußten und dem wir unsere Unselbständigkeit verdanken. Der Alte heute hat vielmehr die Pflicht, den Jugendlichen immer wieder auf die Freiheiten hinzuweisen, die sich ihm in der Gesellschaft, im Staat und in Bildungsfragen bieten. Es soll ihm immer wieder ermuntern, die Freiheiten, die geboten werden, auch auszunutzen, nicht in dem Herrn Meister oder sonst einer Obrigkeit den gottgemollten Vorgehen zu sehen, sondern auch nur einen Menschen mit Fehlern und Schwächen, der auch nur ein Bürger des Staates ist und vielleicht einmal von eben diesem Lehrling erbeutet werden muß. Er soll den Lehrling immer wieder an seine Organisation erinnern, als den Bund, der ihm ermöglicht, sich frei in die Welt zu wagen und sich mit andern Gewalten zu messen. Dieser „Erziehungsbau“, wenn man so sagen will, müssen sich die Alten immer wieder erinnern, daß wir endlich von einem ehrfürchtig gottgewollten Beforsam abkommen und uns nicht mehr irgendeiner Diktatur beugen, daß jeder im andern den Menschen achtet und der Weg frei werde zu wahrer Freiheit.

Die Arbeitskraft und ihre Bewertung.

Die Möglichkeit des Arbeitens beruht auf der menschlichen Arbeitskraft. Weil jeder normale Mensch eine körperliche oder geistige Fähigkeit in sich trägt, irgendwelche Arbeit zu leisten, läßt sich eine Gesellschaft errichten, in der durch Arbeiten und Wirtschaften die Bedürfnisse gedeckt werden. Arbeiten bedeutet die Herausgabe menschlicher Arbeitskraft in einer zweckbestimmten Form. Der Arbeitsvorgang vollzieht sich in der Weise, daß ein Arbeiter, der sich eine bestimmte Arbeit vorgenommen hat, seine Arbeitskraft mit Hilfe von Werkzeugen in einen Arbeitsgegenstand hineinsteckt, indem er ihn bearbeitet. Ist die Arbeit fertig, so ist der Zweck erreicht. Wir wollen das an dem Beispiele eines Bildhauers klar machen, wobei wir unterscheiden: Arbeitszweck, Herstellung einer Bildsäule; Arbeitsgegenstand, der Steinblock; Arbeitsmittel, Meißel und Hammer; Arbeitskraft, der Bildhauer; Arbeitsergebnis, die Bildsäule. Hier fällt uns auf, daß der Mensch bei seiner wirtschaftlichen Tätigkeit mit Werkzeugen arbeitet, daß er den Verstand gebraucht, was bei den Tieren, die anscheinend rein mechanisch-instinktiv arbeiten, nicht der Fall ist. Der Mensch setzt sich ein Ziel, wählt den richtigen Rohstoff und die richtigen Werkzeuge, wendet die richtige Methode an und erreicht dadurch in der Regel seinen Zweck. Einige Arbeitsverrichtungen beruhen auf einer körperlichen Kraft, andere bedürfen einer Vorbildung, weil es auf höhere Leistungen ankommt, weshalb wir von qualifizierten und unqualifizierten Arbeitern und von gelernten und ungelernten Arbeitern sprechen, zwischen die sich neuerdings noch die angeleiteten Arbeiter einschließen. Zur Verrichtung von Arbeit gehört also einerseits die menschliche Arbeitskraft, die in uns lebt, und andererseits gehören dazu auch den erforderlichen Rohstoffen Werkzeuge, Maschinen, Fabriken usw., die wir Produktionsmittel nennen.

In jeder natürlichen Wirtschaftsweise sind Produktionsmittel und Arbeitskraft miteinander verbunden, weil sie ungetrenntlich aufeinander angewiesen sind. Die kapitalistische Wirtschaft ist unnatürlich, weil sie auf der Trennung der Arbeitskraft von den Produktionsmitteln beruht. Auf der einen Seite steht der Kapitalist, der alles das besitzt, was zur Herstellung von Gebrauchsgegenständen dient, mit Ausnahme der lebendigen Arbeitskraft, auf der andern Seite stehen die Proletarier, die die verschiedenartigsten Arbeitskräfte besitzen, mit denen sie aber nichts anfangen können, weil sie keine Produktionsmittel haben. Was will wohl ein Unternehmer machen, der einen Bauplatz hat, der mit Steinen, Balken usw. angefüllt ist, wenn kein Arbeiter auf den Platz kommt (Streik!), was sollen aber auch die Arbeiter machen (Aussperrung, Arbeitslosigkeit!), die zu Hunderten draußen herumlaufen, aber ihre Arbeitskraft nicht verwenden können? Da läßt es sich wohl verstehen, daß die Sozialisten fordern, die Besitzer der Arbeitskraft sollen auch die Besitzer der Produktionsmittel sein. Davon wollen die Kapitalisten aber nichts wissen, sie finden es vielmehr sehr schön, wenn es viele Arbeitskräfte gibt, die unverwertbar sind. Andererseits macht sich aber auch für den Kapitalisten unter Umständen bei lebhafter Beschäftigung ein Mangel an Arbeitern sehr fühlbar. Es könnte nun wechselseitig, je nach dem Stand der Beschäftigung, der Arbeiter entsprechend viel für seine Arbeitskraft fordern, der Kapitalist ebenso nach dem Stand der Beschäftigung zahlen, was ihm beliebt. Um diese Schwankungen und Unsicherheiten in der Entlohnung zu vermeiden, schließen die Arbeiter einen Vertrag mit dem Unternehmer. Früher wurde dieser Vertrag im Betriebe zwischen dem einzelnen Unternehmer und dem einzelnen Arbeiter abgeschlossen (Arbeitsvertrag), heutzutage vollzieht sich der Abschluß im gesamten Verus von Organisation zu Organisation (Tarifvertrag).

Bei jedem Vertrag, also auch beim Arbeitsvertrag, kommt es auf die Bedingungen an, unter denen er geschlossen wird. Wenn eine Ware gekauft oder verkauft wird, so spielt die Frage, was ist sie wert und was soll sie kosten, die wichtigste Rolle. So wirkt sich auch beim Arbeitsvertrag die Frage auf nach dem Werte und dem Preise der Arbeitskraft. Was den Wert der Arbeitskraft angeht, so wird er bestimmt durch die Herstellungskosten, das heißt, durch die Kosten, die aufgewendet werden müssen, um die Arbeitskraft herzustellen (Unterhaltung, Erziehung, Vorbildung der Kinder) und zweitens, um sie tagtäglich wieder erneuert und verausgaben zu können (Lebensunterhalt im weitesten Sinne). Je größer also der Aufwand ist,

den ein Arbeiter oder eine Arbeitergruppe normalmäßig machen muß, um leben und arbeiten zu können, desto höher ist der Wert der Arbeitskraft. Es kommt also wesentlich auf die Höhe der Lebenshaltung an, auf die Kulturhöhe, die das Proletariat eines Landes erreicht hat, ob seine Arbeitskraft viel oder wenig wert ist. Daraus ergibt sich, daß die kulturellen Bestrebungen in der Arbeiterbewegung, die Erschließung höherer Bedürfnisse für die Massen, zugleich den Wert der Arbeitskraft steigern. Das weiß das Kapital sehr wohl, weshalb es das geistige Niveau der Arbeiterklasse nicht allzu hoch steigen lassen will, weil dadurch die Ansprüche der Arbeiter steigen. „Der gelehrteste Professor kann nicht mehr, sondern weniger Drahtstücke machen, als der ungebildete Arbeiter,“ sagte einmal ein Unternehmer, „aber er stellt höhere Ansprüche ans Leben und will mehr verdienen.“ Von diesem Gesichtspunkt aus erklärt sich auch die Tatsache, daß die Unternehmer eines kulturell höher stehenden Landes kulturlose Arbeiter aus dem Ausland herbeiholen, um den inländischen Arbeitern Schmutzkonkurrenz zu machen. Was den Preis der Arbeitskraft anbetrifft, so richtet er sich in der freien Wirtschaft nach Angebot und Nachfrage. Sind viele Arbeitskräfte am Markt, so muß der Preis sinken, sind wenig da, so muß er steigen. In schlechten Zeiten sinkt deshalb der Arbeitslohn, wenn es den Gewerkschaften nicht gelingt, ihn zu halten, in guten Zeiten steigt er in die Höhe.

Bei dem Arbeitsvertrage stehen sich die Interessen der Unternehmer und die der Arbeiter schroff gegenüber: der Unternehmer, als der Käufer der Arbeitskraft, will für möglichst wenig Geld möglichst viel Arbeitskraft haben, der Arbeiter, als Verkäufer, will für möglichst viel Geld möglichst wenig Arbeitskraft geben. Das können wir bei jedem Kauf und Verkauf beobachten, daß der Käufer möglichst billig kaufen und der Verkäufer möglichst teuer verkaufen will. Die Wichtigkeit dieser Behauptung tritt auf dem Arbeitsmarkt deutlich zutage. Der Unternehmer will möglichst wenig Geld geben, deshalb schwärmt er für niedrige Löhne, er will aber möglichst viel Arbeitskraft haben, deshalb wünscht er lange Arbeitszeit und scharfe Ausnutzung der Arbeitskraft. Der denkende Arbeiter steht auf dem entgegengesetzten Standpunkt, er will möglichst viel Geld haben, daher erstrebt er hohen Arbeitslohn, aber er will möglichst wenig Arbeitskraft geben, daher erstrebt er kurze Arbeitszeit und mäßigen Ausnutzungsgrad der Arbeitskraft. Diese Interessengegenstände brüden der kapitalistischen Wirtschaft den Stempel auf, der Kampf zwischen Kapital und Arbeit dreht sich im wesentlichen um die Frage des Arbeitslohns, der Arbeitszeit und der Arbeitsweise. Die Gewerkschaften sind hervorgegangen aus dem Willen, die Unternehmer möglichst vorteilhaft zu verwerten; die Unternehmerorganisationen verdanken ihre Entstehung dem Willen, dem proletarischen Willen ein Gegengewicht gegenüberzustellen.

Wie wir gesehen haben, liegt es im Wesen des Kapitalismus, den Arbeitslohn herabzudrücken und zugleich die Arbeitszeit zu verlängern. Er bermöchte in der Zeit seines Entstehens seinen Willen durchzusetzen, weil die Arbeiterorganisationen des Mittelalters gemaßamt unterdrückt worden waren. Die Arbeiter waren unorganisiert, unausgerüstet, ungeschult und uneinig, und darum ein Spielzeug in der Hand des Unternehmers. Zum Unglück für die Arbeiter, wenigstens in jener Zeit, fand die Maschine immer mehr Eingang in die Betriebe. Das ermöglichte die gewerbliche und industrielle Frauen- und Kinderarbeit, die man im Mittelalter nicht gekannt hatte, so daß immer zahlreichere männliche Arbeiter auf die Straße gesetzt wurden. Dadurch wurde ihr Widerstand gebrochen; die Arbeiter mußten sich mit Hungerlöhnen begnügen, ebenfalls auch in eine längere Arbeitszeit einwilligen. Die Löhne sanken reichend schnell, und der Arbeitstag betrug 14, 16, ja 18 Stunden. Die Folge davon war eine steigende Verelendung der Arbeitermassen, das Elend nahm geradezu gräuenhafte Formen an, es trat eine völlige Entartung des Proletariats in körperlicher, geistiger und sittlicher Beziehung ein. Damalige Schriftsteller (zum Beispiel Friedrich Engels „Die Lage der arbeitenden Massen in England“) entwarfen herzzerreißende Schilderungen von dem Massenelend, in das kapitalistische Raubtier die Unterschichten herabgedrückt hatte.

Allmählich trat eine Wendung zum Besseren ein. Der Organisationsgedanke gewann wieder an Boden in der Arbeiterklasse, und die Gewerkschaften erschienen auf dem Plan und nahmen den Kampf für höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit auf. Auch in den Kreisen bürgerlicher Beobachter griff die Befürchtung Platz, daß der Kapitalismus mit seiner Ausbeutungsgier die Menschheit völlig zugrunde richten werde, und es wurde immer dringender die Forderung laut, daß Maßregeln ergriffen werden müßten, um der ungeheuren Vernichtung von Menschengesundheit und Menschenglück Einhalt zu tun. Die Staatsgewalt wurde in Bewegung gesetzt, die Gesetzgebung griff ein, und von da ab beobachteten wir eine fortwährende, wenn auch langsame Erhöhung der Arbeitslöhne und Verkürzung des Arbeitstages. Der Widerstand des Unternehmertums war vergeblich, die Arbeiterklasse war bereits zu einer Macht geworden, mit der Staat und Gesellschaft rechnen mußten, und es machte sich als Folge der wirtschaftlichen Forderung der Arbeiterklasse auch eine geistige und sittliche Erneuerung sowie ein kultureller Aufstieg bemerkbar.

Allerdings gaben sich die Unternehmer mit der Schmälerung ihres Profits durch höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit nicht zufrieden, sie suchten vielmehr die Scharte dadurch auszuweichen, daß sie an die Stelle des mäßigen Arbeitens ein wildes Draufloschreiten setzten. Während im Mittelalter gemächlicher gearbeitet wurde, wurde jetzt eine Arbeitsweise eingeführt, die den letzten Tropfen Arbeitskraft aus dem Körper herauspreßte. Um dies zu erreichen, wurden verschiedene Mittel angewendet: die Maschinenarbeit wurde intensiver gestaltet, die Kontrolle wurde verschärft, so daß sich schließlich ein förmliches Sklavenarbeiter-system entwickelte, und nicht zuletzt trug auch der Affordblohn dazu bei, die Arbeiter zu immer schärferer Anspannung ihrer Kräfte zu veranlassen. Da war es denn erklärlich und verständlich, daß sich die denkenden Arbeiter auch gegen die ungebührliche Ausnutzung ihrer Arbeitskraft zur Wehr setzten. Um ihre Arbeitskraft zu schonen und möglichst vorteilhaft zu verwerten, forderten deshalb die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter einen auskömmlichen Arbeitslohn, eine Arbeitszeit von normaler Dauer und eine vernünftige, normale Arbeitsweise.

Von unsern Steinen.

Heute gilt es nun, neben den eigentlichen Ergußgesteinen und den Schichtgesteinen noch eine dritte Gruppe kennen zu lernen, die ebenfalls von sehr großer wirtschaftlicher Bedeutung ist. Wir bezeichnen die zu ihr gehörigen als Tiefengesteine. Daß im Erdinneren noch flüssige Gesteinsmassen vorhanden sind, das wissen wir schon. Wir haben sie in erstarrem Zustand auch schon kennen gelernt als Lavatreppensüßen, als Basaltfächer auf unsern Straßen, als Basaltfäulen bei Moltenbauten usw. Das waren solche flüssige Massen, die aus dem Erdinneren heraus bis zur Oberfläche gebrungen und hier erstarrt waren. Nun kann aber auch folgendes vorkommen: Die glutflüssigen Massen beginnen zwar, sich ihren Weg zu bahnen, sie bringen auch ein tüchtiges Stück vorwärts, können aber schließlich nicht mehr weiter, da die Decke der Schichtgesteine und älteren Ergußgesteine gar zu dick ist. So stecken sie nun fest zwischen allen möglichen andern Gesteinen, von denen sie die nächstgelegenen Teile auch wieder aufschmelzen oder zum Umfritstallieren bringen und dabei zum Beispiel aus dem Kalk Marmor, aus Sandstein Quarzit machen. Hier fühlen sie sich nun ganz langsam und allmählich auch ab und erstarren.

Nun können wir diese bedeckten Gesteine der Tiefe ja zunächst gar nicht sehen. Im Laufe langer, langer Zeiten wird aber an manchen solchen Stellen vielleicht all das, was da oben darüberliegt, einmal weggetragen von Wasser und Wind und an anderer Stelle als neues Schichtgestein abgelagert. Da schaut denn doch unser Tiefengestein heraus und der Mensch legt schließlich seine Steinbrücke darin an und freut sich über den schönen Granit oder Syenit oder Dielit, den er da abbauen und zu allen möglichen Dingen verwenden kann. Das gibt einen außerordentlich haltbaren Baustein, einen guten Pflasterstein, das läßt sich schließlich zu den schwarzen Grabsteinplatten und das gibt einen dauerhaften Monumental- und Skulpturstein. Der Stein ist nämlich sehr hart und widerstandsfähig. Bereits die Römer kannten die schätzbaren Eigenschaften des Granits und legten im Domwald Steinbrücke darin an, wo sie riesige Säulen für ihre Tempel in einem Stück herstellten. Und die Granitsäulen, die Kaiser Karls Palast in Ingelheim stützen, sehen wir heute noch im Hofe des Heibelberger Schlosses, wo sie das Dach über dem Brunnen tragen. Daraus läßt sich also erkennen, wie unverbrotlich tiefer Stein ist.

Woran aber erkennen wir nun solches Tiefengestein? Gegenüber dem Schichtgestein ist sehr leicht daran, daß es keine Schichten aufweist. Die Abgrenzung nach dem Ergußgestein (Basalt usw.) ist etwas schwerer, sie wird uns aber auch wohl gelingen! Nehmen wir ein Tiefengestein vor und betrachten es recht genau, so fällt uns auf, daß es aus lauter kleinen Einzelteilen aufgebaut erscheint. Da sind schwarze Bausteine und weiße und rote und graue, vielleicht auch noch andersfarbige. Und lassen wir die Sonne sich auf unserm Gesteinsstück spiegeln, so blinkt das eine Teilchen auf, während das andere dunkel bleibt. Wir haben beim einen gerade eine sogenannte Kristallfläche getroffen, das heißt eine der natürlichen glatten Begrenzungsflächen dieses kleinen Steinchens, beim andern nicht. Wir erkennen hier also schon mit bloßem Auge, daß der „Stein“ aus „Steinchen“ zusammengesetzt ist. Das Wesentliche aber ist, wir erkennen, daß er ganz und gar aus solch einzelnen Körnern aufgebaut ist. Nehmen wir dagegen Ergußgesteine vor, so können wir zunächst einmal zwei Sorten unterscheiden. Betrachten wir als Beispiel der ersteren den Basalt, so können wir mit unbewaffnetem Auge einzelne Bestandteile überhaup nicht erkennen, allenfalls mal hier und da einen größeren eingeprengten Kristall. Im ganzen genommen erscheint uns der Stein aber als eine unzerlegbare einheitliche Masse. Die zweite Art aber — wir besetzen uns nun einen Borphyr — zeigt uns einzelne große Körner und Kristalle, eingebettet jedoch in eine ebenso einheitliche Grundmasse, wie es auch der Basalt ist. Mit Hilfe der Lupe lösen sich allerdings auf diese anscheinend einheitlichen Massen wieder auf in viele zusammenhängende einzelne Körnerchen. Wir werden aber so

mit unserm unbewaffneten Auge in der Unterscheidung der drei Gesteinsgruppen ganz gut zurecht kommen.

Nun drängt sich natürlich die Frage auf, ob hier eine Verschiedenheit der Zusammenfassung oder der Entstehung dieser Unterstiege herbeigebracht hat. Der Chemiker gibt uns die Auskunft, daß die Steine dem Stoffe nach gleich sind. Also muß die Entstehung schuld sein. Denken wir uns an Stelle unseres flüssigen Gesteins im Wasser aufgelösten Zuder. Lassen wir diese Lösung ruhig stehen und das Wasser aus ihr langsam verdunsten, so werden wir schöne Kristalle bekommen, wie wir sie vom Sandzucker kennen. Verdampfen wir aber das Wasser schnell, so entsteht eine ungeordnete Masse, in der wir keine Einzelkristalle mehr erkennen. Genau so ist es bei unserm Gesteinsbrei. Erstarrt er langsam in der Tiefe, wo er nur allmählich durch das überlagernde Gestein seine Wärme nach außen abgibt, so bilden sich einzelne große Kristalle nebeneinander aus, die das Auge ohne Vergrößerungsgläser als verschiedene Körner erkennen kann. Das Ergußgestein dagegen erstarrt schnell zu einer ungeordneten Masse, in der das Auge nicht ohne Hilfsmittel einzelne Teilchen unterscheiden kann. Nun kann es aber vorkommen, daß sich das Ergußgestein in der Tiefe schon sehr weit abgekühlt und ein einzelner der vielen Stoffe sich schon ausgeschieden hat, da die Wärme unter seinen Schmelzpunkt sank. Nun bricht diese Masse sich doch noch bis zur Oberfläche Bahn und erstarrt hier schnell. Dann stecken eben diese einzelnen Kristalle, die sich vorher ausgeschieden, in einer gleichmäßigen Grundmasse, wie die Speckwürfel in der Wurst. So ist es beim Borphyr.

Tiefengesteine kommen fast in allen unsern Gebirgen vor: im Saatz, in den Sudeten, im Riesengebirge, im Erzgebirge, im Fichtelgebirge, im Thüringer Wald, im Bayerischen Wald, im Spessart und Odenwald, im Schwarzwald und den Vogesen, auch unsere Alpen weisen sie auf. Wolke ich meine Aufzählung hier nun schließen, so würden mir mit Recht die Norddeutschen einwenden, daß bei ihnen auch Granit, Syenit usw. vorkomme. Auch ihre Straßen sind damit gepflastert, auch ihre großen Bauten zum Teil daraus errichtet, ja, neben dem Ziegelstein bildete er ihren wichtigsten Stein. Nun sollten wir nie damit zufrieden sein, einen Stein eingemauert oder eingepflastert in der Stadt zu sehen. Draußen in der Natur, am Felsen, im Gesteinbruch wollen wir ihn sehen, da, wo er unser Land aufbaut. Wenn wir nun in die Norddeutsche Tiefebene hinauswandern, so werden wir wohl Granite finden, aber immer nur in einzelnen Wäldern, und so weit wir uns auch umhauen mögen, nirgends den Steinbruch selbst, aus dem sie stammen könnten. Nur Lehm, Sand, Kies und Ton finden wir. Und wir müssen auch schon sehr weit gehen, bis wir in die Heimat dieser Blöcke kommen. Sie sind nämlich aus dem hohen Norden, aus Skandinavien zu uns gekommen, und das Eis der Eiszeit ist es gewesen, das sie zu uns geschafft hat.

In einer nicht allzufernern Vergangenheit — nur einige Hunderttausende von Jahren zurück — bedeckten riesige Gletscher ganz Skandinavien, die Ostsee, Teile der Nordsee und Norddeutschland. Von den Hochgebirgen Skandinaviens mit Schnee gespeist, schoben sie sich unermüdet nach Süden, an den Rändern unserer Gebirge abschmelzend und ungeheure, in die Nordsee mündende Flüsse mit ihrem Wasser speisend. Wie auf jeden Gletscher stürzten auch hier im Gebirge große Blöcke und losgefrorene Felspartien, Schutt und Gerus auf das Eis. Vieles sank in Spalten auf den Grund, anderes sank insolge seiner Schwere allmählich durch das Eis hindurch, wieder anderes blieb obenauf liegen und wurde so mitgeführt. Was auf den Grund gesunken war, das wurde hier schürftig weiterbewegt, so wieder neues Gestein zum Wegtransport durch den Gletscher vorbereitet.

Alles das nun, was er am Grunde, auf seinem Rücken oder an den Seiten mit fortgeschleppt, das bringt der Gletscher da zur Ablagerung, wo er abschmilzt, in der Eiszeit also in Norddeutschland. Es entsteht hier ein ungeordnetes Haufwerk von großen und kleinen Blöcken zwischen feinem und feinstgeriebenem Gesteinsmehl, das man als Mochlehm bezeichnet. Die Gletscherwasser, die zuerst reich mit fremden Stoffen beladen als Gletschermilch bezeichnet werden wegen ihrer Trübe, setzen seinen Lehm und Ton ab. In der gletscherfreien Landschaft machen sich solche Abschmelz- und Ablagerungsstellen als flachgewölbte Hügel kenntlich, deren es in Norddeutschland neben den Dünen eine ganze Anzahl gibt. Da der Gletscher je nach der Wärme in verschiedenen Zeiten bald vorrückte, bald sich zurückzog und da am Ende der Eiszeit die Gletscher sich langsam aus Deutschland nach Skandinavien zurückzogen, so haben wir diese Hügelzüge allenthalben verteilt. So wurde also die ganze Norddeutsche Tiefebene übersät, und fast alles, was vor dort an der Oberfläche finden, das entstammt jener Zeit. Aller Kies und Sand, aller Lehm und Ton, aus dem es seinen wichtigsten Baustein, den Ziegel- oder Baustein brennt, und auch alle seine Granit- und Syenitblöcke verdankt Norddeutschland der Tätigkeit des Eises. Diese „findlinge“ sind oft von ungeheurem Ausmaß. So steht in Berlin vor dem alten Museum eine aus einem Stück gefertigte Granitsäule von 17 m Durchmesser, die aus einem Viertel eines solchen Blockes gefertigt ist, und an anderer Stelle hat man regelrechten Steinbruchbetrieb in einem einzigen Block begonnen. So verdankt also Norddeutschland Form und Zusammenhang seiner Oberfläche, insbesondere aber seine Tiefengesteine, wenn solche auch nur in Wäldern vorhanden sind, der Eiszeit. Walter Schumann.

Vom Berichtschreiben.

Etwas, das auch gekonnt und gelernt sein will, ist das Schreiben eines Berichtes. Auf den ersten Augenblick wird sich allerdings mancher über Schwierigkeiten dabei nicht recht klar sein, aber wir wollen einmal sehen, was in einen Bericht hinein muß und was nicht. Schwierig ist das Berichtschreiben nämlich aus dem Grunde, weil mancher leicht sehr viel hineinschreibt, was nicht notwendig ist und was deshalb unnützen Platz einnimmt und die Leser langweilt. In einem rechten Berichte muß also vor allem das stehen, was wirklich geschehen ist, nicht etwa das, was hätte geschehen können, wenn — usw. Also, wie fasse ich nun einen Bericht ab?

Eragen wir, es soll über eine Versammlung berichtet werden. Zunächst wird die Versammlung eröffnet. Das ist eine Selbstverständlichkeit, daß der Vorsitzende sagt: „Ich eröffne hiermit die Versammlung.“ denn sonst wäre sie eben nicht eröffnet und als lose Zusammenkunft ohne Belang. Wir berichten aber nicht über eine lose Zusammenkunft, sondern eben über eine Versammlung, und weil es selbstverständlich ist, daß die Versammlung eröffnet wird, so kann die Bemerkung über die Eröffnung fehlen. Auch daß der Vorsitzende den oder jenen Delegierten begrüßt, kann fehlen; denn wenn einer besonders anwesend ist, der sonst nicht in der Mitte der Versammlung weilte, so ist es ebenso selbstverständliche Anstandsbesicht, daß ein solcher Neuanwesender begrüßt wird. Nun kommt der Bericht. Bei dem werden viele Worte gemacht, dies und jenes auseinandergesetzt, Zwischenrufe gemacht und schließlich kommt denn heraus, was geboten worden ist von den Unternehmern und was man also zu besprechen hat.

Was ist nun von Wichtigkeit für den Bericht? Erstens ist selbstverständlich, daß ein Angebot gemacht worden ist; denn sonst könnte nicht auf der Tagesordnung stehen, daß Stellungnahme zum Lohnabkommen erster Punkt sei. Wichtig ist dann nur, was für ein Angebot gemacht worden ist. Das ist aber auch alles. Der ganze Bericht kann sich im Bericht widerspiegeln in den wenigen Worten, daß ein Angebot von so oder soviel gemacht worden sei. Was der oder jener noch sagte, oder was der eine oder der andere Unternehmer noch besonders wünscht, ist für den Berichtenden ganz gleich. Höchstens kann mit hineinkommen, wenn sich ganz besonders große Schwierigkeiten ergaben oder wenn etwas ganz Besonderes in dem Vertrag mit enthalten ist.

Dann kommt die Aussprache. Wiederum gibt es viel für und Wider. Und das Ende? Es wird abgestimmt, und nun ergibt sich, daß das Angebot abgelehnt wird oder daß die meisten der Kollegen mit dem Angebot einverstanden sind und es dementsprechend angenommen wird. Wichtig ist auch hier wieder nur das, was am Ende zu übersehen ist. Was alles in der Aussprache geschehen ist, kann man sich sparen; denn daß Müller oder Meier oder Friß oder Franz für oder gegen den Vertrag sei, geht die einzelnen Kollegen draußen im Lande nichts an, weil die diese einzelnen Kollegen doch nicht kennen. Es kommt nämlich nicht auf die vielen mehr oder minder scharfen Reden an, sondern nur auf das, was letzten Endes getan wird. Also der Vertrag wird angenommen. Schluß, Punkt, fertig. Der ganze erste Punkt der Tagesordnung kann also von einem geschickten Schreiber in 2 Sätzen zusammengefaßt werden, und jeder Kollege draußen im Lande wird wissen, was in der betreffenden Versammlung vor sich gegangen ist. Dann kommt etwa die Erwahlung für ein gestorbenes Vorstandsmittglied oder etwas Ähnliches. Auch damit ist es nicht anders. Daß Kollegen vorgeschlagen werden, versteht sich von selber, das ist in jeder Versammlung der Fall. Bei jeder Wahl werden einige vorgeschlagen; die einen lehnen ab, andere nehmen an, bis sich schließlich der gefundene hat, der künftig das Amt versehen wird. Das kann man also einfach in den Worten sagen: Der Kassierer (oder Vorsitzende usw.) ist künftig der Kollege . . . Es versteht sich dann von selbst, daß der Kollege in der Versammlung gewählt worden ist; denn Diktatur gibt es ja im Verbands nicht. — Wie diese Punkte behandelt werden sind von dem Berichterstatter, so kann auch alles andere behandelt werden. Besonders der Punkt Verschiederens, der in jeder Versammlung zu finden ist, sollte nicht zu viel Mühe machen. In der Regel werden nämlich unter diesem Punkt ganz nebensächliche örtliche Angelegenheiten behandelt, die den einzelnen Kollegen draußen im Lande ganz und gar nicht wichtig erscheinen. Ein ganzer Versammlungsbericht kann also mit allen wichtigen Vorkommnissen 6 bis 10 Sätze umfassen, und dann steht jicher alles drin, was für den Verband von Wichtigkeit ist und was auch den einzelnen Kollegen beachtlich erscheinen könnte.

Was für den Versammlungsbericht gilt, gilt auch für den Bericht von einer Wanderung oder von einem Fest. Es ist zum Beispiel sicher, daß beschlossene worden ist, ein Fest zu feiern oder eine Wanderung zu machen. Wenn das nicht beschlossen worden wäre, würden eben die Kollegen nicht zur Stelle sein. Die Bemerkung über den Beschluß ist also überflüssig. Ebenso, daß sich irgendwo auf einem Berge eine Windmühle drehte oder daß irgendwo eine Herde Kühe weidete; denn das kommt immer einmal vor und das bedrückt nicht aus einer Wanderung nicht im geringsten. Aber daß ein uraltes Haus gesehen worden ist und allgemeines Staunen her-

vorrief, das ist wichtig; wo eine große Brücke oder dergleichen gesehen worden ist, müssen alle wissen. Kühe und grauen oder blauen Himmel und grünen Wald findet man schließlich immer wieder, aber große Bauwerke gibt es nur hier und da einmal, breite Ströme und hochragende Felsen ebenfalls, und ein besonderes Abenteuer erlebt man auch nur einmal. Sehenswürdigkeiten wollen sich aber vielleicht auch einmal andere Kollegen suchen, und wie es in einem rechten Abenteuer zugeht, wollen andere Kollegen auch wissen, davon schreibt man also. Mit einem Wort, in einem Bericht von einer Wanderung oder von einem Feste muß das zum Ausdruck kommen, was erlebt worden ist! Was gesehen worden ist, kann man sich auch schließlich in der Stube ausdenken.

An Euch, Jugendkollegen, ergeht nun vielfach der Ruf, durch Berichte mitzuarbeiten. Einmal könnt Ihr mit Hilfe überlieferten Berichte die Beweise liefern für die notwendige Umgestaltung des Lehrlingsgesetzes und dann solltet Ihr auch von den Orten schreiben, wo Ihr etwas Besonderes gesehen habt, damit sich auch andere Kollegen gelegentlich daran freuen können. Beim ersten kommt also das in Betracht, was zu Anfang gesagt worden ist: In einem Bericht über ein schlechtes oder mehr als schlechtes Lehrverhältnis braucht nicht zu stehen, was der Meister sagte und was der Vater dazu denke oder was Ihr mächtig usw. In einem solchen Bericht muß einfach stehen, wie das Lehrverhältnis ist, wo es ist, also an welchem Ort, bei welchem Meister oder Unternehmer

Kopf hoch!

Weil dir ein goldner Traum zerronnen,
Was hast du drum für herbe Qual?
Es ist doch nicht das erste Mal,
Daß dich enttäuscht, was du begonnen.

Den Kopf hoch! Auf! Wozu verzagen
Kleingläubig gleich und hoffnungslos?
Dein Mut schien doch so riesengroß,
Das letzte selber kühn zu wagen —

Verluch's nur weiter! Ohne Bangen!
Und lenke schweigend nicht das Haupt!
Wer will und an sein Können glaubt,
Wird immer an sein Ziel gelangen.

Cäsar Flaichlein.

an dem Orte und während welcher Zeit das, was im Bericht gesagt wird, sich zutrug. Solche Berichte sollten von allen Jugendkollegen, die Grund haben zur Beschwerde, eingehend geschrieben werden; denn Beweise für die Notwendigkeit der Umgestaltung der Lehrlingsgesetze kann es gar nicht genug geben.

Für das zweite gilt dann das gleiche. Denkt, denkt und nochmals, denkt, wenn Ihr einen Bericht schreibt. Ueberlegt, was Euch besonders auffiel, was die Wanderung besonders beeinflusste und was dem Feste das besondere Gepräge gab. Seid aber auch nicht ängstlich, Euch mit Euren Gedanken herauszutrauen! Es ist noch nie ein Meister vom Himmel gefallen, und so werdet auch Ihr das Schreiben eines Berichtes lernen, wenn es auch nicht in wenigen Tagen geschieht. Wichtig ist aber, daß der Anfang gemacht werde, und für den ist es nie zu früh.

Auf der Rheinbrücke in Köln.

Elaufende gehen, sahnen täglich über die Brücke. In der Unrast des Alltags haben nur wenige einen Blick für die Schönheit und Eigenart des sich hier darbietenden Stadtbildes. Unten der breite, ruhig dahinfließende Strom, die Schiffe und Rähne, die er trägt; hinter der aufsteigenden Bäckung die breite Linie der Stadt mit ihren hohen Häusern und Türmen, Festgebauet ruht der Blick auf den Eisenmassen der Brücke, auf ihren Türmen, Pfeilern und Widerlagern. Da taucht plötzlich zwischen den eisernen Wogen der Dom auf, jener Wunderbau gotischer Baukunst, mit seiner feinen Gliederung, mit dem Spitzenganz seiner Türme. Welch eine Einheit von Natur und Kunst, aber zugleich welches Bild von der Allgewalt technischer Arbeit!

Daß in der gotischen Gottheit, in den ungeheuren Steinmassen, in den zum Himmel ragenden Türmen große und schwierige technische Probleme berborragen sind, ahnt der bewundernde Beschauer nicht, ihm tritt nur die reine Kunst entgegen. Nur der Fachmann weiß, welches technische Können nötig war, diese Massen zu beherrschen, die Brücke aufzunehmen und zu betreiben. Wo der künstlerisch genießende Laie nur wuchtige Pfeiler, himmelanstrebende Säulen, gewaltige Stützen und zierliche Wogen steht und ihren künstlerischen Eindruck empfindet, sind in Wirklichkeit schwierige statische Aufgaben gelöst, und gerade in der Unauffälligkeit der technischen Lösung liegt das Geheimnis der geradezu überwältigenden Schönheit dieses Meisterwerkes der Baukunst

verborgen. Hier tritt uns das vielfach unbeachtete zweite Gesicht der Technik klar entgegen: Können in Kunst umgewandelt. Hier erscheint der Baumeister nicht mehr als Techniker, sondern als ein von Schönheit erfüllter Schöpfer, dessen Phantasie dem harten Stein Melodie und Rhythmus gab. Ist die Architektur wirklich nur eskarierter Musik? Nein, nur der unempfindliche und ungeübte Blick sieht Starrheit, wo in Wahrheit rhythmisch fließende Bewegung ist. Das Auge ruht verfunten kurze Augenblicke auf einem Portal, einem Fenster, einer Säule, dann wandelt es weiter von Glied zu Glied, sieht immer neue Formen in wiederkehrenden Motiven, ein Thema mit Variationen, wie sie nur unsere allergrößten Tonkünstler musikalisch wiedergeben vermöchten. Wie das Ohr die Töne, leitet das Auge die schwingenden und zitternden Nerven zur Seele. Wie es Menschen gibt, die durch Töne zu Tränen gerührt, durch Musik in weißheller Stimmung bewegt werden, so fühlen harmonische Menschen die gleiche Wirkung der Architektur. Wie man Klangfarben hört, kann man auch Farbenklänge sehen. Ein Baumwerk wie dieser gewaltige Dom hat einen Grundton wie etwa Mozarts Jupiter-Symphonie; es hat Uebergänge, Modulationen und Höhepunkte von erschütternder Wirkung. Wer sie nicht fühlt, dem fehlt der Sinn. Es gibt ja Lausene, die auch für Musik keine Empfindung haben. Bedauernswerte Menschen! Welche Verluste an Glücksempfindungen!

Und vor dem Dom steht eine Brücke. Massive Steintürme fesseln den Blick. Zwischen ihnen spannen sich weite Wogen über den schwarzgrünen Strom. Stein und Stahl gehen ineinander über, demselben Zweck gehörend: weitliegende Ufer zu verbinden. Diese Brücke ist ein Band, das deutsche Völkerstämme eint, ein anderes Band, als es etwa eine schwankende Fährre wäre. Unbekümmert vor Wind und Wetter hält sie dem Anprall großer Wassermassen stand. In Freud und Leid eines Sinnes begegnen sich hier die Volks-genossen; mit tausender Schnelle jagen die Rüge, schwere Lasten tragend, von einem Ufer in das andere. Hier werden die Erzeugnisse des Bodens und des Gewerbestandes ausgetauscht. Starke wie dieses Band ist auch der Bau, die Kühnheit seiner Wogen, die Gewalt seiner Eisenmassen. Ganz auf Kraft eingestellt, spricht diese Brücke nur die Sprache der Kraft. In dieser eindeutigen Sprache liegt ihre Schönheit, eine neuartige Schönheit, die aber das Herz höher schlagen läßt durch die Wucht dieser metallenen Mächte. In dieser Brücke hat der Rhythmus der Arbeit Gestalt angenommen. Hörst du nicht das Klingeln des Erzes, das sich sträubt, aus der Tiefe der Erde hervorgeholt, in Feuerstrahlen geläutert zu werden, das Flischen des Saavastromes, der sich aus dem Gochhofen, aus der Bessermühle in die Pfannen ergießt, das Knirschen der rotglühenden Blöcke, denen die rollenden Walzen die Form geben, die wir ihnen aufzwingen? Hörst du nicht den klingenden Schlag der Hämmer, das Schneiden der Sägen, das Rollen der Mägel? In dieser Brücke hat sich das ohrenbetäubende Geräusch mühevoller Arbeit in gegliederte, harmonische Musik geändert. Auch hier steht nur der Kundige die waltenden Kräfte und ihre Ueberwindung, weil auch hier der Brückenbaumeister jene Form fand, die Stoff und Zweck harmonisch fügte. Nicht die künstlerisch geformten Türme allein machen sie zu einer künstlerischen Schöpfung, sondern die Gewalt der einheitlichen Sprache, der Sprache des Eisens und des Steines.

Eigen hat eine andere Sandstrich auf Stein, eine andere Sprache. Diese Sprache mußte erst erfunden werden. Es gab eine Zeit, in der man auch das Eisen zwingen wollte, in der Sprache des Steines zu reden; es war eine Mißgeburt, ein Widerspruch in sich selbst. Die Wege der Menschheit sind nicht immer genau gerade Linien; aber immer hat sich das Letzte Bahn gebrochen. So steht diese Brücke vor uns, ohne ihren Nützlichkeitszweck zu verbergen, aber ohne ihn aufdringlich zu betonen. Sie trägt und verbindet. Ein Nützlichkeitszweck und ein geistiger, beide kommen zur Geltung. Daß sie beide einheitlich erfüllt, macht sie schön, macht sie zum Kunstwerk.

Weide Kunstwerke, der Dom und die Brücke, sind überlegend. Gewiß, beide hätten kleiner sein können; aber in beiden rang ihre Zeit nach einem ihrer würdigen Ausdruck. Deshalb sind sie Denkmäler ihrer Zeit und Künster ihrer Merkmale.

In beiden ragen aber auch Künstler, die zugleich Techniker waren, nach dem Höchsten. Im Dom streben die Säulen in unendliche Höhen, in der Brücke überspannen die Wogen gewaltige Breiten; Höhe und Weite ein einziges Sehen. Ausgerüstet mit dem technischen Nützezeug, ergingen ihre Erbauer an ihre hohe Aufgabe; aber mit der Größe dieser Aufgabe erhoben sich beide über die Wissenschaft hinaus in die reinen Höhen der Kunst; ein Zeichen dessen, daß Technik und Kunst sich ebenjowenig scheiden wie Natur und Kunst. So schuf ihre Arbeit Werke der Schönheit und der Liebe.

Zwiegespräch im Tal.

„Wohin des Wegs?“ „Zu Berg!“
„Du willst?“ „Stürmen den Kof!“
„Bedenk, daß Du ein Zwerg!“
„Wird ich? Du ein Zwerg?“ „Mein Trost!“

„Bedenk, du könntest brechen den Hals —“ „Nicht Arm und Bein?“
Auch die dazu, sieh, rächen wird sich — „der Berg?“ „Ach nein —“

so meint ich's nicht — „Dann gehe zum Fim ich, Schwung an Sprung!“
„Doch, auf dem Gipfel —“ „Steh, wer setzen Mut's und jung!“

Geteilte Ansichten.

Früher, es ist schon lange her, mußten die Lehrlinge zum Frühstück noch allerlei Dinge, in der Regel hauptsächlich Bier oder Schnaps, für die Gesellen einhandeln gehen. Das war das übliche Geschäft von der Welt. Nicht selten wurde der Zeitpunkt verpaßt, dann ging der Weg von der kurzen Frühstückspause ab, und die Alten machten hinterher noch Spül, daß es so lange gedauert habe. Wie gesagt, das war einmal, heute ist das wohl ziemlich verschwunden. Dasselbe Mandier mußte zu Mittag gemacht werden und am Nachmittag noch einmal. Manchmal hatte ich schon heimlich gesucht — aber Lehrhub' sein, und dann noch anno dazumal!

Wir waren dabei, ein Haus zu richten. Es war nahe einer Kirche und ich glaube, auch wohl für einen Pfarrer der Kirche bestimmt. Nahe der Kirche war auch eine Wirtschaft, aus der ich immer die fragwürdigen Erfrischungen zu den Bauern holen mußte. Den Zimmerern, die bei dem Aufrichten des Daches beschäftigt waren, mußte ich der Einfachheit halber gleich auch das Gewünschte mitbringen. Unter den Zimmerern war nun ein alter trabbürtiger Geselle, eigentlich ein Polier, wenn viel zu tun war, hier aber arbeitete er auch nur als Geselle mit. Dessen Gesicht sah ich nur einmal am Tag sich erhellern: Wenn er sich morgens zum Frühstück setzte und seine Flasche zog und einen herzhaften Schluck nach dem andern nahm, bis er die Flasche leer hatte. Oft bewunderte ich die Flasche, die stets wohl gefüllt und von selbstamer Form war. Immer pflegte er bei Frühstückbeginn erst den Korzen an der Flasche zu reiben, daß es einen zwitsernden Ton gab, und dann einen Schluck zu nehmen. Ich schloß daraus, daß er die Flasche sehr gern haben müsse; denn ich hatte sie auch bis dahin noch nie unter den andern gehabt. Daß man den stinkigen Inzalt, den ein rechter junger Kerl ja doch als Gift ältester Sorte betrachten muß, gern haben könne, kam mir nie in den Sinn.

Und dann, — Den Tag werde ich nicht wieder vergessen. Eines Tages hatte ich auch die Flasche in die Hand bekommen und sollte zu Weiser einen „Schluck“ mitbringen. In der Tat, die Flasche war sehr hübsch, anders als alle die andern. Ich machte mich also auf den Weg, ließ die Flaschen voll oder halbvoll machen und trat den Rückweg an. Und da geschah das Furchterliche. Kaum vor die Tür der Wirtschaft gekommen, wollte ich eine Flasche etwas besser fassen und dabei entglitt mir eine, und zwar die des alten griesgrämigen Zimmermannes! Was nun? Das Heulen war mir näher als das Lachen. Der Wirt, der auf das Kirren hin vor die Tür schaute, bemerkte meine Not und gab mir eine andere Flasche und füllte sie zuvor auch wieder. Das war zwar recht und gut, aber die Flasche, ich brachte ja eine andere Flasche wieder.

Ich war bis dahin noch ohne Krangel in der Lehre angekommen, aber es war mir klar, daß ich nun sicher die ersten bekommen würde. Ich drückte mich also schnell in die Baubude, stellte die verschiedenen Flaschen an die verschiedenen Plätze und machte mich wieder hinaus, vielleicht konnte es ja sein, daß der Alte seinen Horn bis zum Abend etwas vergrub. Ich stieg auf ein Gerüst draußen am Bau und harrete mit Wangen, daß ich jeden Augenblick gerufen werden würde, um mich zu beantworten wegen der vernichteten Flasche. Aber nichts dergleichen geschah, nach der Pause ging ich wieder an meine Arbeit und hoffte, es würde alles gut gehen.

Aber nicht lange, und einer der Zimmerlehrlinge erschien und sagte mir, ich solle sofort mit nach oben kommen zu dem Alten. Also, doch, mir war alles andere, nur nicht wohl. Oben stand der Alte gerade an einem Stender, den er festhielt. „Hö“, rief er schon von weitem, „wo hast Du meinen Schluck gelassen?“ Wüßsam konnte ich nur hervorbringen, daß die Flasche entzweit sei, aber der Schnaps stehe unten auf dem Tische. „Was“, rief der Alte, „die Flasche ist entzweit, aber der Schluck steht auf dem Tisch, kann Schnaps ohne Flasche auf dem Tisch stehen? Willst Du Wengel nicht noch zum Besten halten?“ Ich beteuerte meine Unschuld, daß mir die Flasche entglitten sei, aber den Schluck habe ich auf den Tisch gestellt. Da legte sich der Polier ins Mittel und schickte mich hinaus, daß ich den Schluck hole. Nicht lange, und ich war wieder oben mit der Flasche, die mir der Wirt gegeben hatte und in der der Schnaps noch unberührt war. „Also das ist er doch“, rief der Alte aus. „Her damit!“

„Ja, die andere Flasche ist entzweitgefallen, ich — —“ „Ach was Flasche, hab' ich geschmachtet!“ Und als er dann den Stender glücklich losließ, ließ er den Korzen an der Flasche zwitschern und nahm einen so herzhafte Schluck, daß nicht viel in der Flasche blieb. Ich machte mich aber schnellstens aus dem Staube, man konnte nicht wissen!

Erst viel später erfuhr ich, daß er beim Essen Krampfhast nach seinem „Schluck“ gesucht und auch nach mir gerufen habe. Und dann dämmerte es mir langsam, daß nicht die Flasche es war, die er liebte, sondern der Inzalt, daß ich die bauchige Flasche für das Beste hielt, er aber den „Schluck“! Als ich das ein sah, daß Menschen dieses Gift mehr als einen Götzen verehren und fast trank wurden, wenn sie es nicht bekamen, schwer ich hoch und teuer, einem solchen Götzen mich nie im Leben zu beugen, durch ihn meinen klaren Sinn und meine Freiheit nicht beeinträchtigen zu lassen. Es ist mir nicht schwer geworden, und heute freue ich mich, daß ich mir meine Freiheit und Gesundheit erhalten habe, wozu ein gut Teil auch das Erlebnis meiner Reizzeit mit beitrug und die Angst, die ich um das elende Gift ausgestanden hatte.

Die hohe weltgeschichtliche Ehre der Bestimmung der Arbeiterklasse muß alle Ihre Gedanken in Anspruch nehmen. Es ziemen Ihnen nicht mehr die Laster der Unterdrückten, noch die müßigen Zerstreungen der Gedankenlosen, noch selbst der harmlose Reichthum der Unbedeutenden. Sie sind der Fels, auf dem die Kirche der Zukunft gebaut werden soll!

Baubend

Mitteilungen an die Jugendleiter

Es wird sich vielleicht ein Mangel an Material bemerkbar machen, das die Jugendleiter in den Stand setzt, die Veranstaltungen so auszubauen, daß sie der Jugend etwas bieten. Der hohen Kosten und technischer Schwierigkeiten wegen muß von einem besonderen Blatt für die Jugendleiter und Obleute aber abgesehen werden. Es wird daher künftig auf der letzten Seite des „Jungbott vom Bau“ das behandelt werden, was gelegentlich in einer Jugendabteilung, sei es auf dem Bauabend oder in einer Versammlung, besprochen werden kann. Vielfach werden wegen des Raummangels nur kurze Sätze oder Notizen gegeben werden können; da liegt es dann an den Jugendleitern oder Obleuten, denen diese Rubrik gewidmet ist, daß sie den angeregten Stoff in der, dem „Jungbott“ entsprechenden Weise verarbeiten. Auf notwendige Anordnungen und Hinweise in Fragen der Organisation der Abteilungen, die von der Zentrale in dieser Spalte herausgegeben werden, sei besonders aufmerksam gemacht.

Daß das Material für die Jugendleiter auch mit im „Jungbott“ verlässlich wird, hat aber noch einen andern Grund. Es soll den Jugendkollegen in jedem Falle möglich sein, zu sehen, was an die Leiter von der Zentrale herausgegeben wird. Wir in unserer Jugendabteilung besonders sollten uns nicht auf den Leiter allein verlassen, sondern wir sollen soweit wie irgend möglich alle wissen, was auf dem Spiele steht. Solange nur ein einzelner oder einzelne etwas von der Leitung der Abteilung verstehen, kann es nicht ausbleiben, daß bei Abgang eines solchen Leiters die Abteilung verwaist, weil sich der neue Leiter erst wieder in die Geschäfte des Leiters einleben muß. Das muß vermieden werden. Es liegt im größten Interesse der Abteilungen, daß alle Kollegen wissen, wie der Aufbau der Abteilungen vor sich geht und daß alle Kollegen die Abteilungen unter Umständen leiten könnten. Niemand darf durch den Abgang oder das Fehlen des Leiters eine Lücke entstehen; denn jeder der Jugendkollegen hat nun die Möglichkeit, sich über die Verbindung zwischen Zentrale und einzelner Leitung zu unterrichten. Den Jugendleitern und Obleuten allen aber sei besonders dringlich geraten, der „Führerrede“ künftig ihre ständige Aufmerksamkeit zu widmen.

Der Kollege in einer Jugendabteilung, von dem zum großen Teil das Bestehen einer Jugendabteilung und das Leben in ihr abhängt, ist der Jugendleiter. Gleich ist dabei, ob es sich um einen jungen oder einen alten Kollegen handelt. Wie nun ein Jugendleiter in allen Einzelheiten ausfallen soll, läßt sich allgemein nicht sagen, denn dazu sind die einzelnen örtlichen Verhältnisse zu verschieden; aber einzelne Merkmale, die jeder Jugendleiter besitzen muß, seien hier aufgezählt. Zunächst muß ein Jugendleiter jung sein. Darunter ist nicht zu verstehen, daß er jung an Jahren sein muß, sondern jung an Seele, an Geist und Gemüt. Ein alter Kollege, der bewußt alt geworden ist, der weiß, daß er in seinen alten Tagen andere Ansichten hat als er sie in seiner Jugend hatte, und der sich seiner Taten und Erlebnisse aus seiner Jugendzeit immer wieder erinnert, wird ebensovoll mit der Jugend leben können, wie ein Jugendlicher. Und ein solcher alter Kollege wird ein besserer Jugendleiter sein als etwa ein Jugendlicher, der kein anderes Streben hat, als in seinem Tun und Lassen möglichst den Erwachsenen nachzumachen und möglichst als ein solcher betrachtet zu werden. Die Jugend hat ihr eigenes Gesicht, ihre eigene Lebensführung und ihre eigene Weltanschauung. Erwachsene und Jugendliche, die als Leiter mit den Augen und Gedanken des Erwachsenen an die Arbeit für die Jugend herangehen, werden mit ihrer Arbeit häufig Schiffbruch leiden.

Nächst der geistigen Jugendlichkeit muß ein guter „Mischer“ dem Leiter einer Jugendabteilung eigen sein. Der Leiter muß bemerken, wenn seine Jungen ihn beim Vortrage im Stiche lassen, müde werden und nicht mehr mitmachen mögen. Er muß dann einen kurzen und geschickten Schluss machen können, gleich, ob er alles gesagt hat, was er sagen wollte oder nicht. Er muß nach einer erregten und hitzigen Aussprache noch ein gutes Gebicht oder ein kleines Geschichtchen im Hinterhalt haben, mit dem er den bitteren Geschmack verjagt, den der Abend vielleicht erzeugt hat, mit dem er die Gemüter wieder erfrischt und alle als gute Kameraden scheiden läßt. Er muß herausfühlen können, ob seine Zuhörer ihn auch verstehen und ob sein Vortrag auch den Erfolg haben wird, den er sich verspricht. Er muß im persönlichen Verkehr mit den Jugendlichen zu erfahren suchen, ob er wirtschaftliche Angelegenheiten und Bildungsarbeit auch in dem richtigen Verhältnis nicht, ob er nicht von dem einen oder dem andern zu viel des Guten tut. Und endlich muß er bemerken, wenn ihm einer seiner Jugendkollegen entwächst, ihm an Begabung und Kenntnissen überlegen wird. Er muß solchen Jugendkollegen die Wege zu weisen suchen, die sie vorwärts bringen, muß ihnen Kurse und Schulungsmöglichkeiten nachweisen und so dafür sorgen, daß dauernd wieder neue Kräfte der Arbeiterbewegung zuströmen.

Was sonst ein Jugendleiter noch besitzen muß, sind möglichst viele Kenntnisse auf einigen verschiedenen Gebieten. Besonders muß das eigene Fach gekannt sein, daneben vor allem etwas von der Volkswirtschaft und die einfachsten Lehren, die der Arbeiterbewegung zugrunde liegen. Wer in diesen Dingen fest im Sattel ist, kommt auch sonst mit dem Leben zurecht. Notwendig ist aber auf jeden Fall, daß der Jugendleiter nicht blind eine Lehre annimmt, sondern alle Lehren ins praktische Leben zu übertragen und anzuwenden vermag. Das ist wohl die schwierigste Aufgabe, aber auch die muß zu lösen versucht werden, und besser ist es, wenn er weniger wissenschaftliche Lehren in

sich trägt und dafür mehr Praktiker ist. Der Leiter einer jugendlichen Jugendabteilung darf nie vergessen, daß er eben in einer Gewerkschaft arbeitet. Die Gewerkschaft braucht aber, um leben zu können, keine großen Programme, sondern Leute, die einen Blick haben für das Notwendige, das an jedem Tage getan werden muß. Die Gewerkschaft kann keine wirtschaftliche, sondern praktische Gegenstände ansetzen.

Eine letzte Eigenschaft eines Jugendleiters sei noch eine gewisse Findigkeit im Wechsel der Veranstaltungen. Er soll seine Kollegen auch auf Theater, Konzerte und ähnliche Darbietungen, Museen und Ausstellungen hinweisen. Er soll gemeinschaftliche Besuche solcher Institute in die Wege leiten, möglichst nach oder vor einem dementsprechenden Vortrage. Er muß ferner auch versuchen, Anschluß an Bibliotheken zu vermitteln, auf Bauwerte in der Stadt und deren Umgebung aufmerksam zu machen, Bücher, Spiele und Karten, die wichtig sind, beschaffen und als letztes versuchen, jedem Kollegen ein gerechtes Freund und Berater zu sein. — Die Aufgaben, die ein Jugendleiter hat, sind mannigfaltig, mit einem Wort, er muß ein ganzer Kerl, ein tüchtiger Mensch sein. Und dem es schwer fällt, die genannten Eigenschaften zu erfüllen, der sollte wenigstens versuchen, in den Rahmen, in dem ein Jugendleiter arbeiten soll, hineinzuwachsen. Viel kann durch einen guten Willen erreicht, viel durch emsiges Studium und gutes Beobachten geschaffen werden. Vollkommen ist niemand; aber so tüchtig wie möglich zu sein, sei eines Jugendleiters oberstes Gesetz.

Auch geistige Arbeiter sind Euresgleichen. — Es werden viele Jugendkollegen, vielleicht auch noch sehr viele alte, in dem Vorurteil befangen sein, daß der, der in dunklem Zeug zur Arbeit geht, etwas anderes sei als ein Arbeiter, der den schmutzigen Arbeitsittel trägt. Solche Kurzsichtigkeiten sollten heute in der Arbeiterbewegung, besonders in einer Jugendabteilung, nicht mehr zu finden sein. Die Leiter unserer Abteilungen müssen sich angelegen sein lassen, auch Kopfarbeiter, die dem Baufache verwandt sind, für die Veranstaltungen zu gewinnen. Denkbar ist zum Beispiel eine Führung durch ein Geologisches Museum, bei der ein Geologe die Führung hat und nun mit den bekanntesten Erds- und Steinarten bekanntmacht. Derselbe Geologe kann auch vorher oder im Anschluß an solche Führung Vorträge über das Gesteine halten. Es braucht sich in solchem Falle durchaus nicht um einen Doktor der Geologie zu handeln. Es gibt auch heute schon genug Studenten, die der Arbeiterkraft nahe stehen oder Mitglieder einer sozialistischen Partei sind. Solche junge Genossen werden sich in den meisten Fällen finden lassen. Denkbar ist aber auch, daß zu solchen Vorträgen Studenten berufen werden, die von der Arbeiterbewegung noch verhältnismäßig wenig wissen und durch derartige Vorträge erst Gelegenheit haben, etwas von der Arbeiterbewegung kennen zu lernen. Hier nur keine Angst, daß vielleicht auch einmal ein Referent spricht, der nicht auf ein sozialistisches Programm schwört! Wir als Arbeiterjugend werden immer wieder unsern Weg finden zu unsern Klassen Genossen zurück! — Vorträge von jungen Studierenden können auch gehalten werden von jungen Technikern oder Lehrern über technische Fragen oder Schulfragen, heißes Dinge, die auch uns als Arbeiterjugend eng berühren. Denkbar ist auch gelegentliches Erscheinen solcher „Kopfarbeiter“ auf unsern Bauabenden, um in Gebiete des Baufaches einzuführen, sei es in dessen geschichtliche oder technische Seite. Also: auch der geistig Schaffende ist Arbeiter; nicht Vorurteile gegen sie beiseite und versucht, sie in Euren Kreis zu ziehen!

Bücher und Schriften

Aus der Sammlung sozialistischer Jugendchriften, „Proletarische Jugend“, die von der Verlagsgenossenschaft „Freiheit“, Berlin, herausgegeben wird, liegt nun Heft 9 vor. Es ist verfaßt von Dr. O. Hauser und betitelt: „Die Urentwicklung der Menschheit“. Preis des Bändchens ist 20 M. Der Güte der Bändchen 1 bis 8 aus der Sammlung schießt sich dieses Heft würdig an. Dr. Hauser, der selbst an den herborragendsten Ausgrabungen vorgehichtlicher Menschen beteiligt war, erzählt hier aus seiner reichen Erfahrung heraus und besetzt von dem Wunsche, der Arbeiterjugend für das Märchen von der Erschaffung Adams und Evas etwas Besseres und Wahrheitsgetreues zu geben. Die Worte zur Einleitung: „Ihr sollt nicht stumpsinnig in den Tag hineinbrüten, verbittert nur über das Los, hart arbeiten zu müssen, um leben zu können. Ich möchte Euch helfen, Eure freien Stunden so anzuwenden, daß sie Euch zu geistlicher Erholung werden“, sind Motto für das ganze Heftchen, das unsern Abteilungen und unsern Jugendkollegen als Eingangsliteratur warm empfohlen sei.

Fremdwörter

- Chef: Leiter, Führer.
- Methode: Art und Weise, Art des Verfahrens, besonders im Lehrplan.
- Mobulationen: Steigen und Fallen eines Tones.
- Mobvar: Gleiche Höhe, gleicher Rang.
- Problem: Aufgabe.
- Profit: Vorteil, Geschäftsvorteil, Gewinn.
- Qualifiziert: Tauglich, befähigt zu bestimmter Tätigkeit.
- Rhythmus: Gleichmaß, Gleichklang.
- Skulptur: Bild- oder Schnitzwerk.
- Variationen: Abwechslung.

Verlag: Deutscher Bauarbeiterverband (Fritz Paepelow).
Verantwortlicher Schriftleiter: Helmut Rindorf.
Druck: Hamburger Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Tuer & Co. in Hamburg.